

(Nachdruck verboten.)

81]

Pelle der Eroberer.

Lehrjahre.

Roman von W. Andersen Negö.

Noch gemüthlicher kann es an Werktagsabenden sein. Da brennt das Feuer auch noch acht offensichtlich im Ofen, die Lampe strahlt, und Worten ist auch da. Dann kommen sie von allen Seiten und sprechen einen Augenblick vor, und die hindernde Kälte weckt alle großen Erinnerungen in ihnen, es ist, als ziehe sich die Welt selbst in der warmen Werkstatt zusammen. Zeppe beschwört seine Lehrjahre in der Hauptstadt herauf und berichtet von dem großen Bankrott; ganz bis in den Anfang des Jahrhunderts führt er sie zurück, in eine alte, wunderliche Hauptstadt, wo alte Leute mit Perücken gingen, wo das Rauende immer in der Luft hing und sich herumdrehte, und die Lehrlinge ihr Leben fristeten, indem sie des Sonntags vor den Türen der Bürger bettelten. Ja, das waren Zeiten! Und er kommt in die Heimat zurück und will sich als Meister niederlassen, aber die Kunst will es ihm nicht gestatten, er ist zu jung. Da geht er als Koch auf See und kommt da hinunter, wo die Sonne so heiß brennt, daß das Pech in den Fugen kocht, und man sich auf dem Berdeck die Füße verbrennt. Eine lustige Bande sind sie, und Zeppe steht nicht hinter den anderen zurück, so klein er ist. In Malaga stürmen sie eine Wirtschaft, werfen alle Spanier aus den Fenstern hinaus und treiben ihre Kurzweil mit den Mädchen, bis die ganze Stadt über sie herfällt, und sie in das Boot fliehen müssen. Zeppe kann nicht mitkommen, und das Boot stößt ab; er muß ins Wasser springen und zu ihnen hinausschwimmen. Die Messer fallen plätschend um ihn herum ins Wasser, und eins setzt sich zitternd in seinem Schulterblatt fest. Wenn Zeppe bis hierher gelangt, fängt er immer an, den Rock abzustreifen und die Narbe zu zeigen, Meister Andres hält ihn zurück. Pelle und Worten haben die Geschichte mehrmals gehört, können sie aber immer wieder hören.

Und Wäcker Jörgen, der die meiste Zeit seines Lebens Bootsmann auf den großen Nord- und Südmeerfahrern gewesen ist, wirft mit Handspille und Eisbären und schwarzen Schönen aus Westindien um sich. Er setzt die Stille in Gang, so daß der mächtige Dreimaster auf der Reede von Hanaba die Segel lichtet, und in einem jeden Zuhörer werden die Segel gelichtet.

O, hoi, ho, Ihr Leute,
Die Spille in Gang!
Laßt weinen das Rädel,
Stimmt an den Gesang!

So wandern sie rund herum, zwölf Mann, die Brust gegen die schwere Handspane geklemmt; der Anker wird gelichtet und das Segel füllt sich mit Wind, und hinter seinen Worten schimmern die Züge eines Liebchens in jedem Hasen hervor. Hierregab kann nichts tun, als sich bekrenzigen, er, der nie etwas ausgerichtet hat, als für die Armen zu fühlen; aber in den Augen des jungen Meisters reißt alles — rund um die Welt herum, rund um die Welt herum. Und Holzfuh-Darfen, der im Winter der wohlhabende Rentenzehrer in blauer Seemannsjade und Pelzmütze ist, im Frühling aber aus seinem hübschen, massiv gebauten Hause als armer Leierkastenmann in die Welt hinausfliegt, berichtet von dem Tiergartenhügel und der abenteuerlichen Holmstraße und von sonderbaren Wesen, die sich aus den Rehrichtkisten in den Sinterhöfen der Hauptstadt ernähren.

Aber in Belles Körper knackt es, wenn er sich nur rührt, die Knochen schieben nach und verlangen, sich zu strecken, er hat Wachstum und Unruhe an allen Ecken und Enden. Er ist der Erste, zu dem der Frühling kommt, eines Tages meldet er sich in ihm als Bewunderung darüber, wie er wohl aussehen mag. Pelle hat sich nie zuvor diese Frage gestellt, und die Spiegelscherbe, die er sich von dem Glaser erbettelt hat, bei dem er Schabeglas holt, sagt ihm nichts Rechtes. Er hat im Grunde selbst das Gefühl, daß er unmöglich ist.

Er fängt an, auf die Auffassung, die andere von seinem Aeußeren haben, zu achten, hin und wieder sieht ihm ja mal

ein Mädchen nach, und seine Wangen sind nicht mehr so dick, daß sich Wärme darüber machen lassen. Das blonde Haar ist gewellt, die Gluckslocke in der Stirn verrät sich noch als kleiner, widerspenstiger Strich; die Ohren sind noch immer schrecklich groß, und es nützt nichts, daß er die Mütze darüber zieht, um sie an den Kopf zu pressen. Aber er ist auf gewachsen und groß für sein Alter, die Werkstattluft hat seine Frische nicht unterkriegen können; und vor nichts in der Welt ist er hange, namentlich wenn er wütend wird. Er ersinnt hunderterlei Arten von Sport, um die Forderungen des Körpers zu befriedigen, aber es verschlägt nicht. Wenn er sich nur nach dem Hammer niederbeugt, so spricht es in allen Gelenken mit.

Aber dann birst eines Tages das Eis und treibt ins Meer. Die Schiffe werden aufgetakelt und proviantiert und gehen denselben Weg, und die Leute in der Stadt erwachen zu Vorstellungen von neuem Leben und beginnen an grünende Wälder und Sommerputz zu denken.

Und eines Tages kommen die Fischerboote! Sie kommen aus Hellavik und Nofesund und aus den anderen Orten darüber an der schwedischen Küste, über das Meer dahingestrichen. Red durchqueren sie das Wasser mit den wunderlichen lateinischen Segeln in schrägem Flug, gleich hungrigen Seevögeln, die das Meer mit der einen Flügelspitze streifen bei ihrem Spähen nach Beute. Eine Meile seawärts nehmen die Fischer der Stadt sie mit Flintenschüssen in Empfang, sie erhalten keine Erlaubnis, im Bootshafen vor Anker zu gehen, sondern müssen sich einen Platz in dem alten Schiffshafen mieten und ihre Fanggerätschaften zum Trocknen nach Norden zu ausbreiten! Die Handwerker strömen zusammen und reden über diese fremden Räuber, die aus einem ärmeren Lande kommen und den Kindern der Stadt das Brot vor dem Munde wegnehmen, abgehärtet, wie sie sind, voll Mut, bei jeglichem Wetter und mit Erfolg auszufahren. Das tun sie in jedem Frühling, und wenn sie sich mit Heringen versorgen wollen, so handeln sie mit den Schweden, die verkaufen billiger als die Einheimischen. „Vertragen unsere Fischer vielleicht ledernes Schuhzeug?“ fragte Zeppe, „die gehen an Sonn- und Wochentag in Holzschuhstiefeln, das tun sie. Mögen die Holzschuhmacher mit ihnen handeln, ich kaufe, wo es am billigsten ist.“

Es ist, als komme der Frühling in eigener Person angestiegen in diesen mageren, sehnigen Gestalten, die singend durch die Straßen gehen, um den Kleinlichen Reid der Stadt herauszufordern. Jedes Boot hat Frauen mit, um die Gerätschaften zu reinigen und auszubessern, und sie ziehen in Scharen an der Werkstatt vorüber, um die alten Logis draußen im Armenviertel bei „Krafts“ aufzusuchen. In Belles Herzen kommt und geht es beim Anblick dieser jungen Weiber, mit hübschen Pantoffeln an den Füßen, mit schwarzen Luchern um die ovalen Gesichter und vielen schönen Farben in der Kleidertracht. Es taucht so vieles in seinem Innern auf, dunkle Erinnerungen aus seiner Kindheit, wo alles da gelegen hat, wie ausgelöschte, hingehauchte Sagen von etwas, das er erlebt hat und dessen er sich nicht mehr entsinnen kann, es ist wie ein warmer Atemhauch aus einem anderen, unbekanntem Dasein.

Geschieht es dann, daß die eine oder andere ein kleines Kind auf dem Arm hat, so hat die Stadt was zum Reden. Ist es wieder Kaufmann Lund, so wie im vergangenen Jahre, er, der seitdem nicht anders als der Heringshändler heißt? Oder ist es ein sechzehnjähriger Lehrling, eine Schande für Pastor und Lehrer, die ihn eben erst entlassen haben?

Dann zieht Jens von dannen mit seiner Handharmonika, Pelle beeilt sich mit dem Aufräumen, er und Worten eilen hinaus nach dem Galgenhügel, Hand in Hand, denn Worten wird es schwer, so schnell zu laufen. Alles, was die Stadt an anspruchsloser Jugend besitzt, ist da; aber die schwedischen Mädchen gehen allen voran. Sie können sich schwingen, daß die Pantoffel fliegen, kleine Kämpfe werden um sie ausgefochten. Aber des Sonntags gehen die Fischerboote nicht in See, dann kommen die Männer mit funkensprühenden Brauen und fordern ihre Weiber, und dann werden große Schlächten geschlagen.

Pelle geht mit Haut und Haar hierin auf, hier findet er die Bewegung, die sein Körper bei seinem Handwerk so hart entbehrt hat. Er hat einen wahren Heißhunger auf Gelden-

Faten und rückt den Kämpfenden so nahe auf den Leib, daß ihn und wieder eine Ohrfeige auch für ihn abfällt. Er tanzt mit Worten und faßt Mut, auch ein Mädchen aufzufordern, er ist geniert und macht die köstlichsten Bodsprünge beim Tanz, um drüber hinwegzukommen, mitten im Tanz nimmt er Reißaus und läßt das Mädchen stehen. „Verteufelter Affe,“ sagen die Erwachsenen und lachen hinter ihm drein. Er hat eine eigene Manier, auf all diese Sorglosigkeit einzugehen, die das Leben sein Recht nehmen läßt, ohne Gedanken an morgen und an das nächste Jahr. Will einmal eine mannsfrohe Frauensperson seine Jugend einfangen, so schlägt er hinten aus und ist mit ein paar übermühtigen Sprüngen auf und davon. Aber er kann so von Herzen mit-singen, wenn sie in Gruppen heimziehen, Männer und Frauen, eng umschlungen, und er und Worten kommen hinterdrein, auch sie die Arme umeinander geschlungen. Dann spannt der Mond seine Lichtbrücke über die See, und im Nadelwalde, wo weißer Nebel über den Wipfeln liegt, wogt der Gesang von allen Steigen und gelangt zu wiegendem Ausdruck in der verschiedenen Gangart der wandernden Paare; aufdringlich schwer in seinem Inhalt, aber getragen von den leichtesten Herzen, so recht ein Gesang, um darin sein Glück auszusingen:

„Steh auf, steh auf Dein goldblondes Haar,
Einen Sohn sollst Du haben, eh' um das Jahr;
Da hilft Dir kein Jammern und Klagen!
In vierzig Wochen da komm ich nach Haus,
Und seh, wie es dann mit Dir sieht aus.

Die vierzig Wochen, die gingen dahin,
Da ward die Jungfrau gar traurig zu Sinn,
Da begann sie zu jammern und klagen — — —“

Und weiter geht es durch die Stadt dahin, Paar um Paar, wie ihnen der Sinn steht. Die krummen, stillen Gassen hallen wieder von Sterbe- und Liebesliedern, so daß die alten Bürgerleute den Kopf vom Rißen erheben, die Nachtmühe zur Seite schieben und sich bedenklich schütteln müssen über all diesen Leichtsin. Aber die Jugend fühlt nichts dabei, sie faust und schwärmt nur weiter mit ihrem siedenden Blut. Und eines Tages bekommen die Alten Recht; das Blut ist aus dem Sieden gekommen, und da stehen sie und die Folgen, und fordern Waterschaft und Unterhalt. „Haben wir's nicht gesagt?“ sagen die Alten; aber die Jungen senken den Kopf und sehen einem langen, verkrüppelten Dasein entgegen, mit übereilter Heirat oder ständigen Zahlungen an eine fremde Frauensperson, während ihnen ihr ganzes Leben lang ein Schimmer der Herabsetzung und Lächerlichkeit anhaftet, mit Ehe und Verkehr unter ihrem Stande. Sie reden nicht mehr davon, in die Welt hinauszuziehen und sich eigene Wege zu bahnen; haben sie sich den Alten gegenüber auf die Hinterbeine gesetzt und Platz für ihre Jugend gefordert, so gehen sie jetzt wieder demütig im Gespinn mit gesenktem Kopf, beschämt mit den Augen zwinkern über ihre einzige Geldentat. Und die, die dies nicht zu tragen vermögen, müssen zu nächstlicher Zeit das Land verlassen oder sich frei schwören.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

4)

Der Vater.

Von C. Wiebig.

Was fiel dem Kammerers Toni ein, den Spaß so zu stören? Das war gegen die Abred! Man war empört. Der Josef hielt sich die schmerzende Wade, des Toni Eisensfinger hatten fünf schwellende Striemen darauf gezeichnet. Wenn einer an solchem Spaß keinen Gefallen fand, sollte er eben nicht herkommen, Fastnacht, Maskenfreiheit!

„Schmeißt hän eraus, dän Schlandalmacher, schmeißt hän eraus!“

Der Toni widersetzte sich nicht, er war wie benommen. Er sah nur noch, wie man am Josef, der eine bildhübsche Dirne war mit seinem in der Mitte geschittelten welligen Haar und dem ab-rasierten Schnurrbartchen, herumtröstete und wie der sich dem einen Deines auf den Schoß setzte. Dann sah er nichts mehr. Er lag draußen auf der Gasse, er wußte nicht wie. Und als er langsam wieder auf die Füße gekommen war, sich den Rücken rieb, der ihn schmerzte, wußte er immer noch nicht, warum ihm die Scham wie feurige Lohe in das Gesicht schlug, er fühlte sie brennen. Gesenkten Kopfes, als hätte auch er sich zu schämen, schlich er nach Haus.

Würde es mit dem Aergernis denn niemals ein Ende nehmen? Jetzt ward es Frühjahr. Der Ortsvorsteher, der Deines, war gewiß, wenn so ein Mensch wie der Josef noch länger hier herumlungerte, steckte er das ganze Dorf an mit seiner Manier. Der Deines stellte wieder den Antrag, den unnützen Broteser fort-

zuschaffen — daß er seine Tochter mit ihm erwünscht hatte, das Berschwieg er wohlweislich —, ach ja, die Sitten waren nicht mehr so löblich wie dazumal! Drei Taler konnte man ihm ja als Weg-zehrung geben, aber dann sollte er auch allein sehen, wie er weiterkam.

Mit einigem Widerstreben zwar hörte man des Deines An-trag, aber doch ging man drauf ein. Man war nun selber dahinter gekommen: Es war wirklich besser, er war nicht mehr hier. Es war nicht einer zu Scheidweiler, den er nicht gebrandschaft hätte. Wenn er so schön tat und bettelte, hatte man eben nicht nein sagen können. Aber nun wars genug damit! Und nun hingen ja auch an den Haselbüschen die goldbepuderten Käupchen, das erste Wiesenschaumkraut zeigte sich am Sammetbach, unter den aufgeschossenen Jungtrieben der alten Lohheide blühten die weißen Glöckchen der Anemomen. Jetzt war gerade zum Wandern die rechte Zeit, es war nicht zu kalt, nicht zu heiß.

Auf dem letzten Budel Scheidweiler Landes standen sie und sahen dem Scheidenden nach. Bis wo die Hasborner Grenze an-fängt, hatten ihm etliche das Geleit gegeben; der Peter aus Christenpflicht, der Hannes aus Dummheit, der Michel, weil er zu guter Letzt noch sein gezeichnetes Kartenspiel wieder an sich zu bringen dachte. Ein Deines aus Neugier, zwei Müllener aus Gewöhnung, der Kolbes aus lauter Betrunkenheit und noch ein paar andere, die eben mitliefen, weil jene mitliefen. Von der Höhe des Aders sahen sie den Schlenkerstritten des Josef nach, sahen es, wie er mit dem eben geschnittenen Steden in die Schlehensbüsche hieb, daß es wie Blüten-schnee in die Luft wirbelte, und schickten sich dann erst zur Umkehr an, als hinter der nächsten Bodenwelle der Wanderer gänzlich verschwunden war. Da ging er hin auf Nimmerwiederssehen! Ein wenig betrübt waren sie, und so begoffen wie Kinder, denen ihr liebstes Spielzeug abhanden gekommen ist.

Der Toni war nicht zum Geleit mitgegangen — was ging ihn der Scheidweiler Josef an? Aber es traf sich, daß er gerade heute auf dem Ader des Bruders pflügte, der sich wie ein Zwidel weit ins Hasborner Land hineinschiebt. Hier ging er unweit der Straße hinter seinem Gespinn. Er war das Letzte, was der Ausziehende von Scheidweiler zu sehen bekam. Aber die beiden riefen sich nicht zu, sie grüßten sich nicht. Der Toni schien keine Augen zu haben für anderes als für die Furche, die er eben zog. Er und der Josef, sie konnten sich nicht gut leiden.

Ein halbes Jahr war ins Land gegangen, man hatte nichts mehr von dem Josef gehört, und selbst die, die ein besonderes Interesse an ihm genommen hatten, waren des froh. Aber siehe, ehe es ganz Winter wurde, war er wieder da. Und so blaß, und so abgeriffen, so heruntergekommen und elend, daß mans wohl ein-sah, man mußte ihn für die kalte Zeit dabehalten im Nest. Wenn es Frühling wurde, mußte er wieder fort.

Und so geschah es noch manchesmal; er kam immer wieder. Der Scheidweiler Josef kannte sein Recht, er pochte darauf: Die durften ihn nicht hinausstößen. Solange es ihm gefiel, solange blieb er auch hier!

Aber er hatte sich jetzt endlich doch dazu bereittfinden lassen, wenigstens etwas zu tun. Er machte Botengänge fürs Dorf, er läutete die Glocke und arbeitete ab und zu auf Gelegenheit. Wer immer nur leichte Arbeit. Wozu sollte er sich so anstrengen? Das hatte er ja nicht nötig.

Der Toni Kammerer sah ihn manchesmal am Dorfanger faul in der Sonne liegen, wenn er selber, schweißüberströmt, das schwere Grastruch mit Grünfutter aufgebüht, vom Feld hereinkam. Dann verzog sich sein Gesicht zu einer verächtlichen Grimasse: Wie konnte ein gesunder Mensch dem Herrgott so den Tag abstellen?! Aber zugleich mit der Verachtung suchte auch noch ein anderes Gefühl auf: Könnte er dem da doch von dem Schaffensdrang ab-geden, der ihn selber, auch wenn er hätte rasen dürfen, allezeit umtrieb! Der ihm die Arbeit das sein ließ, darum es wert war zu leben. Arbeit, Arbeit — wenn der Josef doch arbeiten wollte! Dann würden sich seine Glieder auch straffen, das Maul in den Knochen fester werden. Wahrhaftig, er, der an die fünfundsanzwanzig Jahre älter war als der Josef, war doch noch ein anderer Kerl! Kammerers Toni redte seinen Budel gerade und warf mit einem kraftvollen Rud die bleischwere Last wie spielend von der einen Schulter auf die andere herum. Das war nicht schwer, aber schwer ward es ihm, so schwer, daß es ihm mit Qual fast den Atem be-drängte, zuzusehen, wie der Josef nichts tat.

Es war in der nächsten Gemeinderatsitzung, als sie beim alten Deines wie gewohnt auf den Bänken am langen Tisch saßen, als es an die Stubentür pochte. Der Toni vom Kammererhof trat herein. Er hatte seinen Arbeitsittel noch an, der so geflickt und bescheiden war wie ein Knechtsgewand, doch die Sonntags-mühe hatte er aufgesetzt; und sauber gewaschen war er, und ein Gesicht machte er, als ginge er in die Kirche.

Eine leichte Verlegenheit kam in seine Mienen, sie sahen ihn alle erstaunt an: Was wollte denn der?

Er zögerte einen Augenblick, aber dann kam er dicht an den Tisch heran und sagte feierlich laut: „Deines, eh moß Eich eweil ebbes saon. Hei. Ur Eich annern aach!“ Er schaute rundum. „Int Wirtshaus gieh'n eh jao net mieh. Mer trifft hän jao alle-weil drin, dän Josef. Et is mer verleid!“

Sie sahen ihn noch verwunderter an: Das hatten sie nie ge-wußt, daß dem Toni am Wirtshausgehen gelegen war. Sein

Bruder, der Jakob, schüttelte den Kopf: Ein komischer Kerl, der Toni, was störte ihn denn der Josef beim Wirtschaftsgang?! Sie verstanden ihn alle nicht.

Aber der Toni fuhr fort, ganz flüssig, er mußte es sich oft genug vorgelesen haben: „Dän Josef gibt mit der Zeit en Lump. Wer darf dat net leiden. Et is dat einzige, hån kriecht en Frau. En ordentlich Weibsbild, dat hån in Råsong hålt. Ech kenne ein'. Nem is je, åwer je is en ordentlich Mensch. Et is die Luzia, die beim Müller unnen am Sammetbaach dient. Ech haon als met ihr gered't. Se duht et. On dat —“ er zog immer mit der gleichen feierlichen Miene aus der Tasche ein Lederbeutelchen und setzte es so fest auf den Tisch, daß man die Geldstücke drin klappern hörte mit silbernem Klang — „dat gewen ech derzu.“

War der Toni verrückt? Der Kammererhofbauer sprang von der Bank in die Höhe: Nein, das litt er nicht, litt er unter keinen Umständen, daß der Bruder sein bißchen Erspartes also vertat!

Aber der Toni blieb fest, ein hartnäckiger Wille sprach aus dem ruhigen Blick seiner Augen, aus der ein wenig gekniffenen, schmalen Linie des Mundes: Das schenkte er dem jungen Paar. Und was gaben die andern dazu? Fragend sah er sich um.

Der war wohl närrisch?! Die ganze Geschichte war vom Toni verrückt, so verrückt, daß man sie ja kaum glauben konnte!

Der Toni Kammerer hatte sich gerecht, sehr ernsthaft sah er der Reihe nach die Dorfältesten an. Er hob wie bittend die Hände: „Gånt ihm en Frau! Helft ihm derzul! Ech haon et bedaaht un bedaaht so mannihe Nacht — et kann ihm neist anneres nußen. Mor en ordentlich Frau!“

Es war komisch, daß der griesgrämige Junggeselle so warm fürs Heiraten sprach. Und doch lachte kein Mensch. In des Toni Augen war ein Glanz gekommen, ihm, dem Wortkargen, flossen heut die Worte vom Mund, sie strömten dahin wie ein Bach, der sich endlich vom Eise befreit hat.

Peter Deines sah nachdenklich drein: hm, ja, dem Toni schien die Sache wirklich am Herzen zu liegen, und man hatte doch nie gewußt, daß der um den Josef sich kümmerte. Aber recht hatte er — gut war es von ihm und klug — sicherlich war es das Beste, man spannte den Josef ins Ehejoch. — — —

(Fortsetzung folgt.)

Reinhold Begas.

Eine Weltberühmtheit, von der es still geworden ist, feiert am 15. Juli den achtzigsten Geburtstag. Es ist kaum zu viel behauptet von den eingeschworenen konservativen Bewunderern, daß wie kaum in der ersten, Begas in der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts die deutsche offizielle Plastik beherrscht habe. Sagen wir statt dessen preussische und kaiserliche Plastik, so stimmt es sogar ganz genau. Es gibt eine Gegend im Zentrum Berlins, wo man aller hundert Schritte über ein Werk von Begas stolpert. Das Schillerdenkmal vor dem Schauspielhaus, die Gruppe an der Börse, in der Ruhmeshalle die Borussia. Das große Nationaldenkmal für Kaiser Wilhelm gegenüber dem Schloß, die Grabmäler Kaiser Friedrichs und Bismarcks in Raschdorfs schlimmem Dom, die Germania auf dem Reichstagsgebäude, das Bismarckdenkmal davor und der Neptunbrunnen am Schloß! Braucht es mehr, um zu belegen, daß Begas der offizielle Bildhauer des preussisch-deutschen Imperiums ist? Alles Mehr an Geist und Können zugegeben, seit 1870 rückte er immer deutlicher in die gefährliche Parallele mit Anton von Werner, er wurde der Repräsentant kaiserlich anerkannter Hofkunst „Unser Michelangelo!“

Vor dem Krieg 70, in den er — schon eingezogen — nicht mit mußte, weil er den Schiller, der mit von all seinen Berliner Denkmälern das relativ liebste ist, zu vollenden hatte — vor 1870 war Reinhold Begas aber auch einmal ein Kunstrevolutionär!

In den fünfziger Jahren Freund und Quartettgenosse der Feuerbach und Böcklin in Rom, waren seine sinnensfrischen, lebendig bewegten Genreplastiken, die immer mehr als aus der Antike aus Barockgefühlen ihre Stilanregung zogen, ein erfrischender Gegenstoß gegen den mattlebigen preussischen Klassizismus derer, die auf Schintal und Rauch gefolgt waren. Und der kräftige Realismus, der aus starker Sinnlichkeit dieses lebensfrohen Hünen kam, hat ihn dann später noch etwa in der Wüste Menzels und der Moltkes Werke schaffen lassen, deren teilweise Neuklassische wir ja heute auch schon sehen, die wir aber doch als lebendige Leistungen zu respektieren haben. Auch im Neptunbrunnen am Berliner Schloß ist etwas von dem fastigen derbfrohen Leben, das aus so mancher massiver Barockplastik zu unsern Sinnen spricht, ohne unsere Seele groß weiter zu bewegen.

Sobald aber die Aufgaben später mehr verlangten, versagte Begas. Das ist wohl seine Klippe, daß es unter dieser starken künstlerischen Sinnlichkeit, dieser frischen Kraft keine Tiefen gab, kein wesenhaftes und eigenständiges inneres Erleben war, das seine Formgebilde prägte. „Kraft“ allein genügt noch nicht zur Monumentalität. Das beweist so recht Begas' Berliner Bismarck. Um den forschenden Mann da oben wird sichtbar (seine Wirkung störend) ein Athlet mit einer Kugel, eine lesende Frau auf einer Sphing, eine mit einem Tiger. Sie alle „bedeuten“ natürlich etwas, der Mann einen Atlas und so weiter, sie sind „Alegorien“. Man wagt nicht den Vergleich mit den Gefesselten am Sockel des

Großen Kurfürsten von Schlüter. Die sprechen unmittelbar, sind Symbole! Es ist das leer Dekorative, das prunghaft Neuklassische, das auch den entsetzt, der die Dinge rein als Kunst sieht, das heißt daraufhin, ob die vorauszuweisenden Gefühle hier stark, eigen und ehrlich gestaltet sind.

Das Nationaldenkmal für Wilhelm I. ist nicht einmal als rein dekorative Prunkanlage zu retten. Es gibt auf einem ziemlich engen Raume eine Massenentfaltung, die vielleicht am Ende einer Via triumphalis einen gewissen repräsentativen Effekt machen könnte. Vielleicht ist auch aus dem ersten Stod des Schloßes ein leidlich geschlossener Eindruck zu gewinnen. Was der gemeine Sterbliche sieht, ist von der Vorderseite außer dem Sockelreiter eine Architektur, die überall mit Durchblenden durchbrochen ist, deren Massen möglichst aufgelöst sind und deren viele historische Schmuckformen und bekrönende plastische Gruppen aufgeregt durcheinander schreien. Von der Rückseite, von jenseits des Spreetankals, hört sich dieser Formenpektakel noch wirrer und unharmonischer an. Welch unklares, lächerliches Gezappel der Silhouette geben diese Adler, diese Embleme, diese fahnentragenden Koffelkletterinnen usw.

Und sehen wir die Dinge einzeln, so ist ihr Schönheitsrhythmus ein leerer „Schmiff“, den man wirklich ohne alle Bemühung tieferer geistiger Kräfte zu „treffen“ vermag.

Ist nicht etwas von der Selbsterkenntnis solchen Sachverhaltes aus den jüngsthin getanen Äußerungen des nun achtzigjährigen Künstlers zu hören: „Begas rühmt sich nach, daß ihm eigentlich niemals von der Stirne heiß der Schweiß geronnen sei, im Grunde habe er immer lieber gemalt und musiziert und das Leben gepudt, wo es am interessantesten sein soll. Wenn aber der Geist oder ein hoher Besieller über ihn kam, habe er in Tagen und Wochen geschafft, worüber sich andere Jahre quälten.“ Die Kunst, als Mittel ein schönes und interessantes Leben zu haben — auch eine Auffassung! Aber wo ist der wirklich GroÙe, der seine Kunst so sah?

Innerhalb der kaiserlich preussischen Hofkunst ist aber der heute Achtzigjährige noch immer der weitaus Bedeutendste. C. M.

Die Geheimnisse der Cheops- pyramide.

Seit vier Jahrtausenden fast blickt nun die Cheopspyramide, dies ehrwürdige Wahrzeichen uralter ägyptischer Kultur, herab auf das Treiben der kleinen Menschlein, die zu ihren FüÙen Schlachten schlagen und Feste feiern. Während all dieser Zeit hat sie in ihrem Inneren Geheimnisse verborgen, deren tiefes Dunkel erst jetzt ganz gelüftet wird. Die Lösung dieser Rätsel, die die Pyramide der Wissenschaft und der Menschheit aufgegeben, ist hauptsächlich der langjährigen Arbeit eines amerikanischen Archäologen Dr. W. C. Ewington zu danken, der seit 1902 sein Zelt im Schatten der großen Pyramide aufgeschlagen hat, ihr Inneres, ihre „Eingeweide“ gleichsam, mit rastlosem Eifer durchsucht und noch jetzt damit beschäftigt ist, die letzten Gänge und Galerien des Riesengebäudes von den Trümmern der Jahrtausende zu befreien. Wie der Gelehrte in einem ausführlichen Bericht über seine neunjährigen Forschungen mitteilt, sind ihm bereits bedeutende Entdeckungen gelungen, die sich sowohl auf die ursprüngliche äußere wie auf die innere Gestalt der Pyramide beziehen. Die Arbeit der Maurer ist an diesem Meisterwerk der Technik noch heute so bewundernswürdig wie vor 4000 Jahren. Zwanzig Jahre lang haben 100 000 Arbeiter diese Steine geschichtet, haben dieses Fundament von 761 Fuß Ausdehnung gelegt, die 210 Steingänge gebaut aus prächtigen Kalksteinblöcken, 85 Millionen Kubikfuß Stein sind dabei verwendet worden, ohne alle Hilfsmittel und Maschinen, wie sie die moderne Baukunst besitzt. 2 300 000 einzelne Blöcke etwa waren es, die zur Errichtung des Bauwerkes notwendig wurden. Wie nach ihrer Vollendung die Außenseite der Pyramide beschaffen war, hatte man bisher nicht gewußt. Nur daß der ursprüngliche Steinbelag fort war, stand fest; er ist durch die Jahrtausende hin fast völlig abgetragen worden und hat dazu gebient, so mancher Woschee von Aegypten ein prächtiges Gewand zu verleihen. Ewington gelang es dadurch, daß er die an der Pyramide aufgehäuften Trümmer beiseite schaffte, die einzige noch völlig unberührte Stelle an der nördlichen Basis zu entdecken, die von der gütigen Hand der Zeit den räuberischen Steinräubern verborgen worden war. So konnte er denn feststellen, daß die ganze Pyramide früher mit weißem Kalkstein bedeckt war; sie muß so einen wundervollen leuchtenden Anblick geboten haben; als das Grab des Cheops fertig war, schimmerte es so weiß wie ein Marmorpalast unserer Tage. Heute ist diese Pracht verschwunden. Bei der Wegschaffung der Trümmerhaufen, die diesen weißen Belag verdeckten, wurden interessante alte Reliquien gefunden, Gegenstände aus Bronze und Terrakotta, zwei Wagen, wie sie Maurer gebrauchten, uralte Flaschen, die wohl die Arbeiter in der glühenden Sonnenhitze geleert haben mochten.

Nach der glücklichen Aufklärung des ursprünglichen Äußeren der Pyramide wandte sich Ewington der Erforschung des Inneren zu. Als Zugang benutzte er jenen gewaltig gebrochenen Weg, den der Kalif Mamun 818 n. Chr. angelegt hatte, um als Erster in des

Christlichen Aera in die Tiefen des Steinungeheuers einzudringen. Der Amerikaner drang dann bis zu jener geheimnisvollen Kammer, die unterhalb der eigentlichen Pyramide in den Felsen hineingebauet ist. Der Schatten des Todes lastet auf diesem unterirdischen Raum, dessen eigentliche Bedeutung für die Ägypter uns unbekannt ist. Der schmale Zugang zu dieser Kammer, der 350 Fuß lang ist, kann jetzt von vorsichtigen Besuchern benutzt werden, die auf Händen und Füßen durch den 4 Fuß hohen und kaum 3 Fuß breiten Gang hindurchkriechen wollen. Von diesem Gemach führt ein Brunnenschacht noch tiefer in die Erde herab. Als er von den aufgeschütteten Trümmern befreit war, drang sogleich ein Strom frischer Luft herein, der die Temperatur von 82 Grad auf 25 herabsetzte. Als dann Cobington auch den südlichen Luftschacht, der zum Zimmer des Königs führt, reinigte, sank die Temperatur wieder um einige Grade. Dieser 174 Fuß lange Schacht, der zu der großen Grabkammer des Königs führt, ist jetzt zum erstenmal frei von allen Trümmern und ohne allzu große Beschwerlichkeit zugänglich. In den Luftströmen, die durch diese Schächte dringen, bemerkte der Forscher zu seinem Erstaunen musikalische Klänge. Die Luft im Süd-schacht brachte eine bestimmte Note hervor wie eine Aeolsharfe. Es war also Berechnung der Ägypter, in diesem Durchgang den Wind aufzufangen und einen Ton hervorzurufen, der mit dem von dem nördlichen Luftschacht erzeugten Ton harmonisch zusammenklang.

Unter der Königsmauer im Herzen der Pyramide liegt die Grabkammer der Königin, zu der sich Cobington ebenfalls den Zugang bahnte. Bei dem Reinigen dieses Durchgangs von 162 Fuß wurden eine Reihe merkwürdiger Gegenstände gefunden, deren wichtigster ein kleines eisernes Armband ist, vielleicht auch eine Schmuckkette, die ein Kind um den Fuß trug. Dieses Stück, der älteste bearbeitete Eisengegenstand, der bisher bekannt geworden ist, lag in dem Zement des 84. Ganges. Schon früher hatte ein Ingenieur Hill im 103. Gang ein flaches Eisenstück gefunden, das aber keine Spuren künstlerischer Bearbeitung aufwies. Ueber der Königskammer, die 35 zu 17 und 19 Fuß mißt und aus poliertem Granit mit genau 100 Blöcken aufgeführt ist, erheben sich noch fünf andere Kammern von denen die Decke der einen immer den Boden der anderen bildet. Die Granitplatten der Decken sind sorgfältig poliert, die des Fußbodens sind rau und uneben gelassen. Diese Kammern, die 1763 von Davidson entdeckt wurden, gehören ebenfalls zu den Geheimnissen der Cheops-Pyramide. Nicht minder mysteriös ist die große, sehr sorgsam gebaute Galerie mit ihren überhängenden Stein-schichten und den großen Granitblöcken; Cobington glaubt, daß die hier befindlichen Granitplatten früher mit Inschriften bedeckt waren, die ausgemerzelt wurden. Er hat einen Stein entdeckt, der noch Spuren einer ehenaligen Inschrift enthält. In der kleinen birnenförmigen Grotte in dem unterirdischen Brunnenschacht befindet sich ein Granitblock, der mit großer Mühe hierher heruntergebracht worden sein muß. Vier weitere solcher Granitblöcke, alle mit Bohrlöchern versehen, wurden in dem unterirdischen Gange schon von Flinders Petrie gefunden. Cobington glaubt, daß sie eine wichtige Rolle bei dem Bau der Pyramide gespielt haben. So enthält der Riesenbau gar manche Wunder und Ueberraschungen, von denen man sich früher nichts hatte träumen lassen. Manche seit Jahrtausenden bewahrte Geheimnisse hat er bereits verraten müssen, andere harren noch der Lösung.

Meister und Nichtmeister teilnehmen würden, das am 17. Juli beginnt und sich bis Mitte August ausdehnen wird. Das Karlsbader Komitee steht auf dem Standpunkt, daß eine so kurze Erholungspause ungenügend und daß die unbedingt eintretende Ueberanstrengung gesundheitwidrig ist.

Das seit kurzem erschienene Turnierbuch von San Sebastian (Verlag von Bedekind, Berlin S. 14, 6 M.) ist von F. Wiefes und Dr. Lewitt herausgegeben. In Anbetracht des sehr prompten Erscheinens (drei Monate nach Schluß des Turniers) ist das Buch sehr gut glossiert, was wir dem grübelnden Fleiß und der peinlichen analytischen Genauigkeit von Dr. Lewitt zuschreiben. Da das Turnier von San Sebastian in bezug auf die Qualität der Teilnehmer fast einzig dasteht, können wir das Buch zum Studium nur warm empfehlen. Auch Meister Wiefes hat das Seinige getan, um das Buch wertvoll und interessant zu gestalten. Das Buch enthält allerlei Negativer und Zusammenstellungen, wodurch das Aufsuchen der Partien, Eröffnungen, sogar der Endspiele (!) äußerst erleichtert wird. Eine statistische Uebersicht beweist, daß von den 49 entschiedenen Partien des Turniers (56 wurden remis) Weiß im Verhältnis von 28 zu 21 die Oberhand hatte. Je stärker die Teilnehmer sind (und mit dem Fortschritt der schachanalytischen Forschungen), macht es sich immer mehr bemerkbar, daß die Anfangsstellung der Steine wegen des Unterschieds im Tempo zugunsten der Anziehenden als nicht ganz korrekt zu betrachten ist. Aus dem Buch erfahren wir, daß Dr. Larrasch, der bekanntlich die „Französische Partie“ öffentlich als inkorrekt bezeichnet hatte, sich zu bekehren scheint, indem er mehrmals als Nachziehender „Französisch“ gespielt hat. Der Preis des Buches ist etwas hoch, was jedoch von der Qualität wett gemacht wird.

Herr Fahrni hat in München einen Weltrekord im Simultan-spiel geschaffen, indem er 100 (!) Partien gleichzeitig gespielt und in 7 1/2 Stunden beendet hat. (55 gewonnen, 6 verloren, 39 remis.)

Herr R. Spielmann hat den Match gegen Alapin mit 6 1/2 gegen 3 1/2 gewonnen. Mit dem neuen Spielmodus (das Analysieren während der Partie selbst) muß man noch weitere Erfahrungen sammeln. Man darf nämlich das Analytische-Recht im Anfang der Partie nur mit größter Vorsicht gebrauchen; sonst kommt man in die Lage (wegen der dennoch beschränkten Bedenkzeit a tempo ziehen zu müssen. In diesem Umstande ist Alapin diesmal gescheitert. Immerhin hat sich der Modus insofern bewährt, als er bedeutend bessere Partien liefert. Man vergleiche z. B. die nachstehende schlechteste Partie des Wettkampfes (die siebente), deren Schluß beide Teile in ärgster Zeitnot spielen mußten, mit der nächstfolgenden Partie Schlechter-Larrasch.

(Spielmann, Weiß.) 1. e4, e6; 2. d4, d5; 3. Sc3, Sf6; 4. e5, Sd7; 5. f4, e5; 6. d×e5, Sc6; 7. a3, f6 (eine Neuerung); 8. Ld3, g6; 9. e×f6, D×f6; 10. Sb5, Tb8; 11. f5 = Sde5! (11. g×f5; 12. Sc7+, Kd8?; 13. Lg5! ac.) 12. Le3, g×f5; 13. Sh3!, a6 (vorsichtiger Dg7); 14. Sc7+!, Kd7; 15. S×d5, e×d5; 16. 0-0, Kc7; 17. Sf4, Le6 (Alapin wollte dem Remis mit 17. Df7; 18. L×f5!, L×f5; 19. S×d5+, Kc8; 20. Sb6+, Kc7; 21. Sd5+ ac. ausweichen!); 18. L×f5!, D×f5 (eine interessante Opferkombination, um dem Gegner den Angriff zu entziehen; 18. Sf3; 19. D×f3!, D×f5; 20. Dg3, Kc8 hielt die Figur); 19. S×d5+, L×d5; 20. T×f5, Td8; 21. Dh5!, Lg7; 22. Lf4, Thg8; 23. T×e5, L×e5; 24. L×e5+, S×e5; 25. D×e5+, Kc8; 26. g3, Lc6; 27. Te1, Tg8 (nun erst kommt die Idee des Damenopfers zum Ausdruck: es droht Td2); 28. Dc3, Tf7 (von nun an begann für Alapin das a tempo-ziehen. Wichtig war h7-h5!); 29. g4!, Tg8; 30. h3, Kc8 (30. h5; 31. Dc5 droht Dc6!). Der Schluß ist wegen arger Zeitnot nicht notiert worden. Beim 45. Zuge stand Alapin in einer unbedenklichen Mattposition, aber Spielmann hatte die Zeit überschritten. Die Schiedsrichter erklärten die Zeitüberschreitung für belanglos und sprachen die Partie Spielmann zu. Dieser Prozeß beeinflusste sehr das Resultat des Matches.

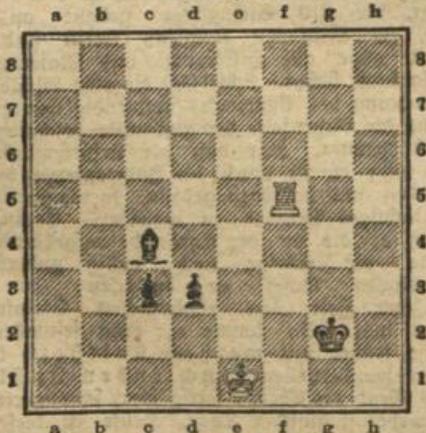
Erste Matchpartie Schlechter (Weiß) - Larrasch. Spanisch. 1. e4, e5; 2. Sf3, Sc6; 3. Lb5, a6; 4. La4, Sf6; 5. Sc3, Lb4; 6. 0-0, 0-0; 7. d3, d6; 8. Se2, Se7; 9. Sg3, Sg6; 10. c3, La5; 11. d4, c6; 12. h3, Tfe8; 13. Lb3, h6; 14. Le3 (eine fade Eröffnungspause) 14. d5; 15. S×e5, S×e5; 16. d×e5, S×e4; 17. S×e4, d×e4; 18. f4, Le6; 19. L×e6, T×e6; 20. Db3, Dd3; 21. Tfo1, Db5; 22. Tad1 (Das Mittelspiel hatte einen Anlauf auf Lebhaftigkeit genommen. Jedoch unterläßt jetzt Weiß mit Ld4 den Bc4 zu gewinnen. Von Dr. E. Lasler angegeben.) 22. Td8; 23. T×d8!, Td×d8; 24. Td1, Lh4; 25. D×b5, c×b5; 26. g4 (Besser Td7) 26. f6; 27. e×f6 (Noch immer war Td7 ausfiel-voller) 27. L×f6 (Das Mittelspiel ist äußerst mäßig gewesen. Das nun folgende Endspiel bietet endlich einige spannende Momente) 28. Kf2, b4!; 29. c×b4, L×b2; 30. Td8+, Kh7; 31. Ld4, Tc6!; 32. Kc3, L×d4+; 33. K×d4, Tc2; 34. K×e4, T×a2; 35. Td7, b5; 36. f5, Kc8; 37. Ta7, Te2+; 38. Kf3, Tb2; 39. Kc3, T×b4; 40. Kh4, Te4 (Es drohte Kh4-h5-g6) 41. T×a6, Kf7; 42. Tb6; Te5 Remis. Dies ist der Durchschneitshypus der meisten Meisterpartien, die mit dem jetzigen Spielmodus (Verbot des Analysierens) entstehen. — Für den Larrasch-Schlechter-Match beträgt der Preisfonds allein 4000 M. . . . Die obige Partie ist der Lohn! . . .

Briefkasten. Herr Johann Wallrabenheim, Ungarn, Neufuß, Stefansgasse 7, sucht Korrespondenzpartien mit Arbeiterschachspielern. Vorwärts-Buchdruckerei u. Verlagsanstalt Paul Singer & Co., Berlin SW.

Schach.

Unter Leitung von S. Alapin.

D. Dehler.



Weiß am Zuge erzwingt Remis.

Schachnachrichten. Von den ersten 6 Partien des Matches Schlechter-Larrasch sind 4 remis geworden und jeder hat eine gewonnen.

Das Komitee des großen internationalen Turniers zu Karlsbad, das am 20. August beginnen soll, hat die Absicht, solche Meister nicht zuzulassen, die am Kölner gemischten Turnier für Bergmann, Ne-Azur, Richard Barth, Berlin. — Druck u. Verlag: